



RACHEL CALLAGHAN

NEW YORK

Moments



NEW YORK MOMENTS

Rachel Callaghan

Inhaltsverzeichnis

[Über das Buch](#)

[Kapitel 1](#)

[Kapitel 2](#)

[Kapitel 3](#)

[Kapitel 4](#)

[Kapitel 5](#)

[Kapitel 6](#)

[Kapitel 7](#)

[Kapitel 8](#)

[Kapitel 9](#)

[Kapitel 10](#)

[Kapitel 11](#)

[Kapitel 12](#)

[Kapitel 13](#)

[Kapitel 14](#)

[Kapitel 15](#)

[Kapitel 16](#)

[Kapitel 17](#)

[Kapitel 18](#)

[Kapitel 19](#)

[Kapitel 20](#)

[Kapitel 21](#)

[Kapitel 22](#)

[Kapitel 23](#)

[Kapitel 24](#)

[Nachwort](#)

[Leseprobe](#)

[Impressum](#)

Über das Buch

Eine Geschichte über Sehnsucht, Schneeflocken und Weihnachtswunder ...

Patricias langgehegter Traum erfüllt sich, als sie ein Volontariat bei einem berühmten Lifestylomagazin in New York antritt. Für die Karriere nimmt sie die Trennung von ihrer Familie in Kauf und beendet rigoros die bröckelnde Beziehung zu ihrem Freund.

Nach ein paar kleineren Artikeln für das Magazin ergattert sie die Titelstory über den Rocksänger Timothy Clarke, einen bekannten Macho mit dem rauen Charme eines Grizzlybären. Sein rüpelhaftes Benehmen sorgt zunächst dafür, dass sie problemlos die professionelle Distanz zu ihm wahren kann. Doch immer stärker fühlt sie sich zu ihm hingezogen und Timothy scheint ihre Gefühle zu erwidern. Zusätzlich wühlt die besinnliche Vorweihnachtszeit in Patricia eine nie geahnte Sehnsucht auf. Nach Glück, Geborgenheit und nach ... Liebe?

Liebe oder Karriere – wie wird Patricia sich entscheiden?

(K)eine einfache Weihnachtsliebesgeschichte mit ergreifenden, humorvollen und spannenden Momenten und einem garantierten Happy-End aus der Feder Rachel Callaghans.

Kapitel 1

Patricia

Seit nunmehr einer Woche versuchte ich, mich an New York City zu gewöhnen, doch ich war immer noch total geflasht von dieser Stadt. Ach, was sage ich, von dieser Weltmetropole! Jeden Abend musste ich den überfüllten Arbeitsspeicher in meinem Gehirn vor dem Einschlafen defragmentieren, so sehr erschlugen mich tagsüber die gewaltigen Eindrücke. Dabei hatte ich mich noch nicht einmal gezielt mit den berühmten Sehenswürdigkeiten beschäftigt. Die Freiheitsstatue hatte ich beispielsweise lediglich ein einziges Mal aus der Ferne gesehen, hatte bestaunt, wie Lady Liberty ihre Fackel gen Himmel über Bedloe's Island reckte. So lautete der Name von Liberty Island, bevor die Statue Ende des neunzehnten Jahrhunderts dort errichtet worden war. Jedenfalls hatte ich das in einem Reiseführer gelesen. Doch das war alles, was ich unter der Kategorie Sightseeing verbuchen konnte, denn ich hatte bisher einfach den Bus oder die U-Bahn genommen, deren Haltestellen gerade mal fünf Minuten zu Fuß von meiner zwar kleinen, aber sehr gemütlichen Wohnung in Brooklyn entfernt lagen. Weniger gemütlich war die Lage: Meine vier Wände in der vierten Etage musste ich aufgrund des defekten Liftes jedes Mal zu Fuß erklimmen.

Wahllos stieg ich während meiner Touren jedes Mal ein paar Stationen später aus, reihte mich in den Passantenstrom ein, ließ mich durch die Straßen treiben, inhalierte die Luft, versuchte, das Innenleben meiner Traumstadt in mich aufzunehmen, die Menschen, den Lärm

und die Gebäude, die teils endlos bis zur Wolkendecke und hindurch zu wachsen schienen. Kurzum, ich hatte das Gefühl, in einer vollkommen fremden, aber wahnsinnig aufregenden Welt zu sein.

Was strenggenommen auch gar nicht so weit hergeholt war. Denn ich stieg erst vor einer Woche aus der Maschine, die mich aus meiner Heimatstadt Hannover über den großen Teich direkt zum Big Apple geflogen hatte. Diesen Spitznamen gaben schwarze Musiker der Jazzszene in den 1920er Jahren der Stadt und er stand dafür, das große Los gezogen zu haben, wenn man hier einen Auftritt bekam. Wer weiß, vielleicht würde auch ich hier den großen Apfel vom Baum pflücken. Meinen eigenen Big Apple. Die Hoffnung darauf war jedenfalls riesig.

Es war später Abend, als meine Maschine auf einer Landebahn des im Stadtteil Queens gelegenen JFK-Airports butterweich aufgesetzt hatte.

›Zu Akklimatisierungszwecken‹, so hatten meine Eltern es bezeichnet und darauf gedrängt, dass ich ein paar Tage vor meinem Arbeitsantritt herkommen und schon etwas Großstadtluft schnuppern sollte, und mich in der neuen Umgebung orientieren, damit ich nicht ausgerechnet am ersten Tag zu spät in der Redaktion aufschlagen würde. Wie so oft lagen sie auch dieses Mal richtig, denn hier war alles wirklich groß und anders. Aber es war schön. Gerade schlenderte ich am Times Square entlang, bestaunte die Fassaden der bekannten Theater und Musicals und tausender anderer Geschäfte. Von allen Seiten flackerten bunte Leuchtreklamen über der Menschenmenge, die sich Tag und Nacht hier versammelte, wodurch es etwas surreal wirkte. Ich hörte, dass der Times Square eigentlich eine Ansammlung von mehreren Plätzen war und dort lag, wo der Broadway und die Seventh Avenue sich kreuzten, dass er seinen Namen der bekannten Zeitung New York Times

verdankte, deren Verlagshaus im Jahr 1904 hier eröffnet worden war. Plötzlich vibrierte mein Smartphone. Mama. Schnell suchte ich eine ruhige Ecke und nahm das Gespräch an.

»Hey, du Süße, wie sieht es aus? Hast du dich schon etwas eingelebt? Bist du bereit für den großen Tag morgen?«, brabbelte sie los und mich durchlief ein warmes Gefühl beim Klang ihrer Stimme.

»Ja, Mama, ich finde mich gut zurecht hier und ja, ich bin aufgeregt wegen morgen.«

»Das kriegst du schon hin, Pat«, bestärkte sie mich. Trotz des lärmenden Straßenverkehrs konnte ich sie laut und deutlich über meine In-Ear-Stöpsel verstehen.

»Danke, Mama. Wie geht es Paps?« Eine Pause entstand. Mir war es sehr schwergefallen, meine Heimat zu verlassen, da Papa erst vor ein paar Wochen einen Schlaganfall erlitten hatte und nicht absehbar war, wann er sich wieder einigermaßen davon erholt haben würde. Falls er sich überhaupt jemals davon erholte. Doch sowohl er als auch meine Mutter bestanden darauf, dass ich mir diese einmalige Chance nicht entgehen lassen und meinen Traum auf keinen Fall versäumen dürfte. »Irgendwas ist immer«, hatte er mir mit seinem besten, schiefen Lächeln gesagt, das er mit der halbseitigen Gesichtslähmung zustande brachte, und hinzugefügt, dass er es sich nie verzeihen können würde, wenn ich wegen ihm das Volontariat im New Yorker Hauptsitz meiner Redaktion nicht antreten würde. Schließlich wusste Paps wie kein zweiter, dass ich mir nichts sehnlicher wünschte, als von den ganz Großen der Szene zu lernen. Schon als Teenager hatte ich ihn immer wieder genötigt, sich für verschiedene Prominente auszugeben und mir in deren Rolle bei einem Interview Rede und Antwort zu stehen. Wir lachten oft während der Gespräche, da er mich jedoch ernstgenommen hatte, lernte ich unheimlich viel

dabei und profitierte mittlerweile im Job vom damaligen Training. Zwar machte er nie einen Hehl daraus, dass er mich lieber in einer seriösen Rubrik wie der Wirtschaft oder der Politik gesehen hätte, doch ich blieb mir treu und landete bei den Reichen und Schönen, auch wenn das etwas substanzlos war, wie mein Vater mir immer wieder auf's Brot schmieren musste.

»Ach, du weißt doch, der ist einfach nicht totzukriegen.« Der Ton in ihrer Stimme verriet mir, dass es ihm wohl nicht so gutging, wie sie vorgab. Und sie wusste, dass ich es merken würde.

»Ein Wort und ich steige in den nächsten Flieger zurück«, sagte ich, obwohl ich keine Ahnung hatte, wovon ich den Flug hätte bezahlen sollen. Meine Ersparnisse waren während meines Studiums fast komplett draufgegangen und meine Eltern hatten selbst gerade genug, um davon leben zu können. Was sich durch die Krankheit meines Vaters natürlich noch dramatisch verändern könnte. Doch mir würde schon etwas einfallen. Wie immer.

»Den Teufel wirst du tun, Pat«, sagte sie energisch, und da ihr Dickkopf mindestens genauso groß war wie der meines Vaters – kein Wunder, dass ich selbst so geworden bin, dachte ich schmunzelnd – legte ich die Überlegungen ad acta, eventuell nach Hause zu fliegen. Nach einem Moment wechselte meine Mutter gekonnt das Thema und so sprachen wir noch einige Minuten über weniger wichtige Dinge, bevor wir das Telefonat beendeten und ich mein Handy mit gemischten Gefühlen zurück in die Handtasche steckte. Mach dich nicht verrückt, er wird sich erholen und wieder gesund werden. Du bist halt aufgereggt wegen morgen, versuchte ich, mich zu beruhigen, und wich im letzten Moment einem Jugendlichen aus, der mich fast mit seinem Skateboard angefahren hätte. Zumindest meinte ich das. Er sah das jedoch offensichtlich ganz anders, denn er

grinste mich unter seiner, den Schirm nach hinten gedrehten Cappy frech an und formte das Victoryzeichen mit den Fingern. Verdutzt schaute ich ihm hinterher, doch nur kurz, denn einen Moment später hatte ihn die Menschenmenge bereits verschluckt.

Langsam machte ich mich auf den Heimweg. Es begann zu dämmern und auf keinen Fall wollte ich den ersten Eindruck bei meinen neuen Chefs und Kollegen durch dunkle Augenringe oder unterdrücktes Gähnen versauen.

Kapitel 2

Patricia

Es dauerte, bis ich das richtige Gebäude an der Sixth Avenue gefunden hatte, das mit achtzehn anderen Hochhäusern den Rockefeller Center im Stadtteil Manhattan bildete, der sich über drei Blocks erstreckte. Mit einer Mischung aus Aufregung und Ehrfurcht verharrte ich wie festgetackert vor den Stufen des Wolkenkratzers, die zu der gläsernen Doppelschiebetür führten. An der Vorderseite der steinernen Säulen, die einen gewaltigen Mauervorsprung stützten, der sicher die Funktion eines Regendaches erfüllen sollte, waren mehrere silbern glänzende Tafeln angebracht, die mir verrieten, welche Firmen hier ihren Sitz hatten. Es dauerte eine Sekunde, bis mein Blick auf das Schild fiel, auf dem ich in schwarz-grüner Schrift ›RICHESS ET BEAUX, Lifestyle-Magazin, vierzehnte Etage‹ las, gekrönt vom geschwungenen Logo, das eine langhaarige Frau verwoben mit einem Löwen zeigte. Bislang hatte mir allerdings niemand logisch erklären können, was es mit diesem Mischwesen auf sich hatte. Der Name unserer Zeitschrift hingegen war Programm, denn ohne eine der beiden Kriterien zu erfüllen, hatte man keine Chance, in der monatlichen Ausgabe zu erscheinen. Um gar auf die Titelseite zu gelangen, musste man verdammt reich und schön sein. Mittelmaß wurde nicht geduldet und das Journal erreichte in allen vierundzwanzig Ländern, in denen es verkauft wurde, bombastische Verkaufszahlen, trotz der immer stärker werdenden Konkurrenz im TV und Internet. Das lag nach Meinung meiner Chefredakteurin der

deutschen Ausgabe vor allem an zwei Dingen. Zum einen kam unser Journal dem Inhalt entsprechend schick und hochwertig daher, nicht zuletzt aufgrund der Hochglanzqualität, die für den Druck genutzt wurde. Zum anderen hoben wir uns von den klassischen Formaten ab, die beispielsweise die Dokusoap ›Die Geissens‹ ablieferten, in denen nur mit Prunk geprotzt wurde und möglichst derbe Sprache erwünscht war, und auch von den üblichen, vor Schmalz triefenden Klatschblättern, in denen die europäischen Königshäuser oder alternden Schlagersänger gefeiert wurden. Wir recherchierten jeden Artikel seriös und durften die Prominenten durchaus kritisch hinterfragen – das sollten wir sogar – ohne sie dabei in ein schlechtes Licht zu rücken. ›Auch wir bedienen die niederen Instinkte und Wünsche der Leute, nur gehen wir dabei subtiler vor‹, sagte sie mir einst. Ein Spagat, der mir in meinem ersten Jahr manches Mal den Schweiß aus den Poren schießen ließ. Dennoch, oder gerade deswegen, bekamen wir nur höchst selten einen Korb, wenn wir wegen einer Reportage oder eines Berichts anfragten. Im Gegenteil: Es galt in der Szene eher als Ritterschlag, wenn man in unserer Zeitschrift erwähnt wurde.

Kurz hielt ich inne und dachte an meinen Vater, der stets kopfschüttelnd abwinkte, wenn ich ihm von unseren Standards erzählte. »Wie du es auch nennst, ihr seid ein kitschiges Glam-Magazin, das die Eliten bauchpinselt und hofiert und dem gemeinen Leser durch pseudointellektuelles Geschwurbel eurer Texte suggeriert, dass das alles schon so in Ordnung sei. Ist es aber nicht, da Reichtum fast immer zu Lasten anderer entsteht. Über die Botschaft, die ihr damit aussendet, brauchen wir gar nicht zu reden.« Schon lange ließ ich mich auf diese Diskussion mit ihm nicht mehr ein, zu oft waren wir uns dabei in die Haare geraten und erst durch

meine Mutter, die uns dieselbigen wusch, fanden wir wieder zusammen.

Ein Lächeln huschte durch mein Gesicht, während ich tief durchatmete und noch einmal an der beeindruckenden Fassade meiner neuen Arbeitsstelle hinauf sah.

»Okay, Paps«, sagte ich laut, obwohl er mich im tausende Meilen entfernten Hannover natürlich nicht hören konnte. »Halt dir die Augen zu, dein Töchterchen erklimmt die nächste Stufe des Belanglosen.« Kurz darauf betrat ich das Gebäude und hatte wenig später mit dem Fahrstuhl die vierzehnte Etage erreicht.

Uff, ich hatte zwar damit gerechnet, dass hier mehr los sein würde als in meiner alten, gerade mal zwanzig Mitarbeiter umfassenden Redaktion, jedoch überraschte mich das emsige Treiben sehr, das sich vor meinen Augen abspielte, nachdem sich die Türen des Lifts geöffnet hatten. Auf die Schnelle konnte ich gar nicht erfassen, wie viele Leute hier herumschwirrten. Das Szenario erinnerte mich sofort an ältere Filme, in denen man einen Einblick in das Innenleben der New York Times oder einer anderen Tageszeitung mit Millionenaufgabe gewährt bekam. Überall standen Leute zu zweit oder in kleinen Gruppen, steckten ihre Köpfe zusammen und diskutierten gestenreich. Ich sah hektisch dreinblickende Mitarbeiter, die mit Fotoabzügen in der Hand von einem Schreibtisch zum nächsten hetzten, nach bestimmten anderen Kolleginnen oder Kollegen fragten und mit Schweiß auf der Stirn wieder zu ihrem eigenen Arbeitsplatz zurückkehrten. Je länger ich das Schauspiel beobachtete, umso mehr korrigierte ich mich. Es wirkte doch eher wie an der Börse, fünf Minuten, bevor sie schloss und die Broker noch eben ein paar Milliarden verschieben mussten. Hach, das wäre mein Traum, wenn ich mal einen dieser Aktienakrobaten ein paar Tage an der Wall Street begleiten und über ihn berichten dürfte. Aber jetzt musste

ich mich erstmal zum Büro meiner neuen Chefin durchfragen.

»Auf der anderen Seite, dann den Gang runter, letzte Tür rechts«, erfuhr ich von Kelly, während die Frau ihren Blick nicht vom Monitor abwandte. Diesen Namen nannte sie jedenfalls gerade einem Anrufer.

»Danke«, sagte ich, was sie mit einem knappen Nicken quittierte.

Es war einfach großartig, in diese Hektik einzutauchen, von der Geräuschkulisse betäubt zu werden. Nichts schien hier stillzustehen. Normalsterblichen mochte das Angst einflößen und den Puls zum Rasen bringen, doch ich genoss es in vollen Zügen, wie ich mich durch die Menschen und Schreibtische navigierte und zu einem Puzzleteil dieses Ameisenhaufens wurde.

Auf dem Korridor ebbte die Geräuschkulisse ab, als würde er von einer unsichtbaren Lärmschutzwand vom Treiben im Großraumbüro getrennt. Mit jedem Schritt, den ich der Tür näherkam, hinter der ich einen Termin mit der Frau hatte, die über den weiteren Verlauf meiner Karriere entschied, stieg mein Puls an. Kein Wunder, wenn ich es hier verbocken würde, könnte ich zurück in Deutschland auch wieder ganz unten anfangen. Mir war durchaus bewusst, welches Glück ich hatte, schließlich wurde jedes Jahr unter allen Auslandsabteilungen nur eine Mitarbeiterin ausgewählt, hier an der Quelle der Macht, dem Allerheiligsten des Magazins, zeigen zu dürfen, was man draufhatte. Und dieses Jahr war ich die Auserwählte, die *Ms. Anderson* quasi, wenn man den Vergleich zur Sci-Fi-Trilogie *Matrix* ziehen wollte. Kein Wunder also, dass mir etwas die Düse ging, obwohl ich mich selbst als durchaus tough und selbstbewusst charakterisiert hätte.

Gerade wollte ich anklopfen, da schwang die Tür nach innen auf und der Mann, der mit eingezogenem Kopf

hinaustrat, lief mich fast über den Haufen. Zigarettengeruch stieg mir in die Nase.

»Sorry«, sagte er kurz und lief, ohne mich anzusehen, an mir vorbei.

»Kein Problem«, erwiderte ich leise, trat auf die Schwelle und räusperte mich.

»Was ist?«, hörte ich eine raue Stimme krächzen.

Ich war leicht irritiert über die Rauchschwaden, die unter der Zimmerdecke aussahen wie Wolkenschleier. Dann sah ich sie hinter ihrem Schreibtisch: Maxime Fields, die Grande Dame dieses Magazins. Die Brille schien ihr jeden Moment über den Nasenrücken zu rutschen, doch sie blieb an Ort und Stelle, als der Kopf meiner Chefin in meine Richtung schwenkte.

»Guten Morgen, mein Name ist Patricia Stiller, ich komme –.«

»Das deutsche Supertalent?«, unterbrach sie mich und winkte mich heran. »Setzen Sie sich, Kindchen, und atmen Sie durch. Das wird der letzte Moment der Ruhe sein, den Sie in diesem Jahr bekommen.«

Zügig durchquerte ich den Raum und ließ mich auf dem lederüberzogenen Stuhl ihr gegenüber nieder. Durchatmen? Die Frau hatte gut reden, mir wurde fast schlecht von dem Gestank.

»Ich freue mich, dass ich –.«

»Ja, ja«, unterbrach sie mich abermals. »Sie wissen, welche Chance Ihnen hier geboten wird?« Maxime wartete mein Nicken nicht ab. »Ich verlange nur eines: Vollgas! Ihr Privatleben existiert ab dem Augenblick nicht mehr, in dem Sie gleich dieses Büro verlassen und zu Ihrem neuen Arbeitsplatz gehen werden.«

»Verstanden.«

»Gut. Damit eines klar ist: Unser Magazin ist die Nummer eins weltweit und diese Position ist uns nicht zugeflogen.

Wir arbeiten nicht hart, wir gehen über unsere Grenzen. Und falls Sie ein Problem haben, erwarte ich, dass Sie es lösen.« Sie kniff die Augen zusammen und fixierte mich über den Rand ihrer Brille hinweg. »Noch Fragen?«

Ob ich noch Fragen hatte? Tausende, aber mir war bewusst, dass sie es rhetorisch meinte.

»Nein«, erwiderte ich deswegen.

»Gut.« Maxime drückte auf eine Taste der Telefonanlage und im nächsten Moment hörte ich eine helle Stimme.

»Ja?«

»Stella, bringen Sie Patricia bitte zu ihrem Schreibtisch.«

»Sofort«, kam es wie aus der Pistole geschossen und kurz darauf erschien eine vollschlanke Frau im Türrahmen, die trotz der zu vielen Kilos auf ihren Rippen eine attraktive Erscheinung darbot. Wie übrigens fast alle, die ich bislang hier gesehen hatte, und auch Maxime, die sicher über 50 und offensichtlich starke Raucherin war, hatte sich fantastisch gehalten. »Folgen Sie mir bitte«, sagte Stella und deutete mit dem Kopf in Richtung Korridor. Ich schaute zu Maxime, die jedoch schon wieder in irgendwelchen Unterlagen vertieft war und mich scheinbar gar nicht mehr wahrnahm, stand auf und schloss zu Stella auf, die mit kurzen Schritten den Gang hinunterlief.

»Hi, ich bin -.«

»Patricia, ich weiß«, unterbrach auch sie mich. Kurz malte ich mir eine Zukunft aus, in der ich nie mehr dazu kommen würde, meine Sätze auszuformulieren. »Dort ist dein Reich.« Sie zeigte mit ausgestrecktem Arm auf einen Doppelschreibtisch, der kleiner war als der Schminktisch meiner Mutter – und der war nicht wirklich groß. Auf der anderen Seite saß ein junger Mann, der seine lateinamerikanischen Wurzeln nicht verbergen konnte. »Raúl, das ist sie. Du weißt ja Bescheid.« Kaum zu Ende gesprochen machte sie auf dem Absatz kehrt und ließ mich

mit meinem neuen Partner allein. Ich ging auf ihn zu und streckte ihm meine Hand entgegen.

»Hey, ich bin Patricia. Oder Pat, ganz wie du willst.« Er musterte mich von den blauen Pumps über die Bluejeans bis zur weißen Bluse und blieb mit seinen dunkelbraunen, fast schwarzen Augen an meinen hängen. Zögernd stand er auf, er war wirklich groß, sehr groß, reichte mir die Hand und drückte sie fest. Als er zu einer Erwiderung ansetzte, rechnete ich fest mit einer tiefen, rauchigen Stimme, die mir mit einem südamerikanischen Akzent einen machohaften Spruch drücken würde. Doch in dem Moment, als er mit einer recht hohen, gerade noch als männlich erkennbaren Stimme zu sprechen begann, lockerte sich sein Handgriff.

»Hi, Schatz, ich freue mich sehr, dich kennenzulernen«, sagte er und die Tonmelodie erfüllte das Klischee absolut: Mein neuer Partner war offensichtlich schwul. Das Grinsen in meinem Gesicht irritierte ihn nicht, sicher hatte er diese Situation schon etliche Male erlebt. Er trat einen Schritt zurück und taxierte mich abermals. Dann legte er seinen Zeigefinger auf die Lippen. »Nein, so kann das nicht bleiben.« Er schnappte seine Jacke und hakte sich bei mir unter.

»Wohin gehen wir?«

»Frag nicht so dumm. Wir müssen dir etwas zum Anziehen besorgen. So kannst du unmöglich herumlaufen.«

Keine fünfzehn Minuten später präsentierte Raúl mir seine bevorzugte Shopping-Mall im Herzen Manhattans. Erst dachte ich, bei meinen bisherigen, halbblinden Erkundungstouren schon einmal hier gewesen zu sein, doch auf den zweiten Blick wurde mir klar, dass ich mich irrte.

Kein Wunder, die Geschäfte waren allesamt riesig und viele davon waren in mehreren dieser Einkaufszentren vertreten.

»Ja, das gefällt mir schon.« Er hatte Geschmack. Das Oberteil, das er ausgesucht hatte, stand mir wirklich gut und ich hätte mich sofort darin verliebt, wenn, ja wenn ich das Preisschild nicht gesehen hätte. »Aber dafür kann ich einen halben Monat meine Miete bezahlen.«

»Ach herrje, das kleine, deutsche Mauerblümchen hat sein Sparschwein vergessen«, sagte er und hielt sich die flache Hand vor den Mund, bevor er abwinkte und lachte. »Du glaubst doch nicht, dass Maxime dich so auf unsere Promis loslässt.« Dabei zeigte er naserümpfend auf die Bluse, die am Haken in der Umkleidekabine hing. »Warte, ich hol dir noch was.« Einen Moment später steckte er seinen Kopf durch den Vorhang und kreischte kurz auf. »Oh nein, was ist denn das?«

Es dauerte einige Sekunden, bis ich kapierte, dass er auf meinen BH anspielte, der zugegebenermaßen etwas aus der Mode war. Genau wie meine Brüste schon bessere Zeiten erlebt hatten. Nicht was ihre Form anging, denn die war tadellos. Zwar waren sie nicht übertrieben groß, dafür fest und handlich. Nein, ich hatte mich vor einem halben Jahr von meinem Freund getrennt, sobald ich von der Stelle hier erfahren hatte. Das war jedoch nur der Auslöser, denn auch ohne den Jobwechsel hätte unsere Beziehung dieses Weihnachten kaum überlebt. Dazu passte, dass er es gefasst aufgenommen hatte und ohne Schwierigkeiten zu machen aus unserer gemeinsamen Wohnung ausgezogen war. Seit dem Tag allerdings lebte ich nur noch für meine Arbeit und blockte jeden Versuch einer Anmache anderer Kerle schon im Ansatz ab, was bezogen auf Männerhände für meine Brüste und meinen Hintern allerdings eine lange Unterversorgung zur Folge hatte.

»Meine Klamotten darf ich während der Interviews doch anbehalten, oder?«

»Schatz, du könntest wunderschön aussehen, wenn wir das hier noch in Ordnung bringen würden.« Er berührte eine Strähne meines Haares und verzog das Gesicht dabei. »Aber du kannst dich doch gar nicht wohlfühlen, wenn du die Unterwäsche deiner Grandma trägst. Nein, nein, wir müssen dich von Grund auf renovieren!«

Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Schließlich entschied ich, mich seiner Typberatung zu unterziehen und die Andeutung, dass die Rechnung dafür vom Magazin bezahlt werden würde, vereinfachte das Ganze. Solange es auch stimmte. Denn würde ich das Geld selbst aufbringen müssen, das wir in den vergangenen drei Stunden in den Boutiquen, dem Schuhladen und beim Friseur gelassen hatten, könnte ich mir schon mal einen netten Schlafplatz am Fuß der Brooklyn Bridge suchen und hoffen, dass mich meine neuen Freunde dort hin und wieder zum Aufwärmen an das brennende Fass ließen.

Wir gönnten uns noch einen Snack, bevor wir zur Redaktion zurückgingen. Wenigstens in der Wahl meines Essens, einem Chefsalat, konnte ich den Ansprüchen Raúl's genügen. Auf dem Weg warf ich verstohlene Blicke in jedes Schaufenster, in dem ich mich spiegelte. Man musste es ihm einfach lassen: Geschmack hatte er. Und trotz der drastischen Verwandlung, die er mit mir angestellt hatte, erkannte ich mich wieder.

»Du siehst heiß aus, Schatz«, sagte er und knuffte mich. »Das wird sich auch im nächsten Spiegel nicht ändern. Vertrau mir.«

»Bisschen viel verlangt, wo wir uns erst ein paar Stunden kennen, findest du nicht?«, erwiderte ich, doch mir kam es vor, als wäre er bereits seit Jahren mit mir befreundet. »Aber du hast meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet.«

»Du meinst, ob das wirklich alles von Maxime bezahlt wird?« In der Tat beschäftigte mich die Rechnungsfrage ein wenig, darauf hatte ich aber nicht angespielt. »Oder redest du vom Job?« Er sah mich von der Seite her an und bemerkte mein Nicken. »Keine Ahnung, wie das bei euch in Deutschland läuft, aber hier gibt es eine klare Rollenverteilung: Wir haben die Techniker, die Grafiker und die Lektoren und Korrektoren, die allesamt dafür sorgen, dass die fertige Ausgabe perfekt aussieht. Und dann haben wir die kreative Abteilung, in der die Zuarbeiter, so nenne ich sie zumindest, für die Recherche zuständig sind, Fotografen oder Kameralleute buchen und den Terminkalender ihrer zugeteilten Interviewer im Auge behalten.« Okay, dachte ich, die technische Seite lief bei uns ähnlich ab, die Leute jedoch, die für die Interviews zuständig waren, mussten sich um jeden Kram selbst kümmern. Was mich natürlich gut auf das vorbereitete, was hier von mir erwartet wurde.

»Ich verstehe, also bist du mein zugeteilter Interviewer und ich dein Zuarbeiter. Was hast du doch für ein Glück, Raúl, ich werde dich nicht enttäuschen. Sag mir nur, wo ich was oder wen finde, und wir können loslegen.« Raúl blieb abrupt stehen und wandte sich mir zu, die Augenbrauen unter seinem dichten, schwarzen Haar zusammengekniffen. Verdammt, hatte ich etwas Falsches gesagt? Warum schaute er jetzt so ernst?

»Tontuela. Glaubst du, ich hätte dich so herausgeputzt, wenn du trockenen Bürodienst machen solltest?«

»Äh, hast du mich gerade Dummerchen genannt?«

»Si, tontuela. Siehst du? Schon wieder.« Er lachte und ich wäre gern mit eingestiegen, wusste aber gerade nicht, wohin der Hase lief. Langsam jedoch beschlich es mich.

»Du meinst also im Ernst, dass ich ein Interviewer sein soll? Als Frischling? In einer fremden Stadt in einem fremden

Land?«

»Si.« Kopfschüttelnd ging er weiter. Ich folgte ihm und schloss zu ihm auf.

»Und bekomme ich etwa auch einen eigenen Zuarbeiter?« Er nickte. »Und wann lerne ich den kennen? Oder ist es eine Sie?«

»Tontuela, grande Tontuela.« Raúl hakte sich wieder bei mir unter. »Ich hoffe, dass du nicht immer so begriffsstutzig bleiben wirst.«